

MAZO DE LA ROCHE

DIE
WHITEOAK
SAGA

STÜRMISCHE ZEITEN



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Reihe

Über die Autorin

Titel

Impressum

1. Wake schwänzt die Schule
2. Familie Whiteoak bei Tisch
3. Onkel Ernest und Katze Sascha
4. Onkel Nicholas und Hündchen Nip
5. Nächtliches Stelldichein
6. Pheasant brennt ihrem Vater durch
7. Eine heimliche Hochzeit
8. Willkommen auf Jalna
9. Liebe auf den ersten Blick
10. Alayne lernt das Leben kennen
11. Edens Glück
12. Noch ein Willkommen auf Jalna
13. Eine fremde Welt
14. Glaubst du an Gott, Finch?
15. Finch findet eine Freundin
16. Seinem Schicksal kann niemand entgehen
17. Sonntägliche Kirchfahrt
18. Das Leben geht seinen Gang
19. Renny, was macht das Fohlen?
20. Vergnügte Leute

21. Pheasant in Verwirrung
22. Wakefields Geburtstag
23. Juninacht
24. Pheasants Flucht
25. Einsame Menschen
26. Großmutter's Geburtstag

Weitere Titel der Autorin

Das unerwartete Erbe
Ein neues Leben

Über dieses Buch

Kanada, 1924: Der junge Dichter Eden Whiteoak träumt davon, dem ländlichen Leben im Süden Ontarios zu entfliehen und verliebt sich auf einer Reise nach New York in die Amerikanerin Alayne Archer. Nach der Hochzeit zieht das Paar auf den Familiensitz der Whiteoaks, wo Edens älterer Bruder Renny nach dem Tod des Vaters den Gutshof leitet. Doch bald schon bemerkt Alayne, dass sie sich auf unwiderstehliche Weise zum Bruder ihres Mannes hingezogen fühlt, und die dramatischen Ereignisse nehmen ihren Lauf ...

Über die Reihe

Über die Reihe: Die epische Familiensaga schildert das Leben, die Liebschaften und die Intrigen der Whiteoak-Dynastie, deren Herz das Jalna-Haus ist. Dort lebt die Familie seit mehreren Generationen unter einem Dach, und die 100-jährige Großmutter Adeline hält die Familie zusammen.

Über die Autorin

Die kanadische Autorin Mazo de la Roche (1879-1961) schildert in ihrer insgesamt 16 Romane umfassenden Familiensaga die wechselhafte Geschichte der irisch-englischen Einwandererfamilie Whiteoak, die weltweit als Jalna-Saga bekannt wurde. Dank ihres fesselnden Stiles und der lebendig dargestellten Charaktere wurde die Romanreihe außergewöhnlich populär und in über zwanzig Sprachen übersetzt.

Mazo de la Roche

Stürmische Zeiten

Die Whiteoak-Saga

Aus dem Englischen von Lulu von Strauß und Torney



Digitale Erstausgabe

»be« - Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Titel der kanadischen Originalausgabe: »Jalna«
Originalverlag: Little Brown, 1927.

Titel der deutschsprachigen Erstausgabe: »Die Brüder und ihre Frauen«.
Copyright © der deutschen Übersetzung 1932 by Eugen Diederichs Verlag,
Köln.

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat/Projektmanagement: Kathrin Kummer

Covergestaltung: Birgit Gitschier, Augsburg unter Verwendung von Motiven ©

Irina Alexandrovna / shutterstock; Kiev.Victor /shutterstock ; helgafo/

shutterstock; Paladin12 /shutterstock

E-Book-Produktion: 3w+p GmbH, Rimpar (www.3wplusp.de)

ISBN 978-3-7325-8453-6

www.luebbe.de

www.lesejury.de

1. Wake schwänzt die Schule

Wakefield Whiteoak rannte und rannte, schneller und immer schneller, bis er nicht mehr konnte. Er wusste nicht, warum er plötzlich schneller rennen musste. Er wusste nicht einmal, warum er rannte. Als er sich außer Atem, mit dem Gesicht nach unten, auf den frischen Frühlingsrasen der Wiese warf, vergaß er vollständig, dass er überhaupt gerannt war, und lag, die Backe gegen das zarte Gras gepresst, mit hämmerndem Herzen, ohne einen Gedanken im Kopf. Er war nicht glücklicher oder unglücklicher als der Aprilwind, der über seinen Körper fegte, oder das junge Gras, das unter ihm vor Leben zitterte. Er war einfach lebendig, jung und voll Verlangen nach heftiger Bewegung.

Als er zwischen die dichten Grasspitzen heruntersah, entdeckte er eine Ameise, die eilig lief und ein kleines weißes Ding trug. Er stellte seinen Finger vor sie und war neugierig, was sie wohl dachte, wenn sie den Weg durch diesen großen, gefährlichen Turm versperrt fand. Ameisen waren bekanntlich hartnäckig. Vielleicht würde sie seinen Finger hinaufklettern und über seine Hand laufen. Nein, ehe sie seinen Finger berührte, bog sie scharf zur Seite und lief in eine neue Richtung. Wieder versperrte er ihr den Weg, aber sie wollte nicht den Finger erklettern. Er wurde hartnäckig. Die Ameise blieb standhaft. Gequält, ängstlich, immer noch das kleine weiße Bündel umklammernd, ließ sie sich nicht verführen oder drängen, auf menschlichem Fleisch zu laufen. Und doch waren Ameisen so oft über ihn gelaufen, wenn er es am allerwenigsten gewollt hatte!

Einmal war sogar eine in sein Ohr gelaufen und hatte ihn fast verrückt gemacht. In plötzlichem Ärger setzte er sich auf, fasste die Ameise zwischen Daumen und Zeigefinger und setzte sie fest auf seinen Handrücken. Die Ameise ließ ihr Bündel fallen und legte sich auf den Rücken, die Beine in der Luft und den Körper windend. Sie war sichtlich in höchster Angst. Er warf sie weg, halb in Ekel und halb in Scham. Er hatte der dummen alten Ameise den Tag verdorben. Vielleicht würde sie sterben.

Eifrig begann er nach ihr zu suchen. Weder der Körper noch das Bündel der Ameise war mehr zu sehen. Aber ein Rotkehlchen, das auf dem schwankenden Zweig eines wilden Kirschbaumes saß, brach in Gesang aus. Es füllte die Luft mit seinen reichen vollen Tönen, die es in den hellen Sonnenschein warf wie klingende Münzen. Wakefield hielt eine Fantasie-Flinte an seine Schulter und zielte.

»Bum!«, schrie er, aber das Rotkehlchen sang weiter, als ob es nicht geschossen worden wäre.

»Hör doch«, klagte Wakefield, »weißt du nicht, dass du tot bist? Tote Vögel singen nicht, sage ich dir.« Das Rotkehlchen flog von dem Kirschbaum fort und setzte sich auf den obersten Zweig einer Ulme, wo es lauter denn je sang, um zu zeigen, wie lebendig es war. Wakefield warf sich wieder hin, den Kopf auf dem Arm. Er atmete den feuchten süßen Duft der Erde; die Sonne lag warm auf seinem Rücken. Er überlegte jetzt, ob die große weiße Wolke, die er von Süden hatte heraufsegeln sehen, schon über ihm wäre. Er wollte still liegen und bis hundert zählen – nein, hundert war zu viel, eine zu große geistige Anstrengung an einem solchen Morgen; er wollte bis fünfzig zählen. Dann wollte er aufsehen, und wenn die Wolke über ihm wäre, wollte er – ja, er wusste nicht, was er tun wollte, aber jedenfalls irgendwas Gewaltiges. Vielleicht wollte er aus allen Kräften zum Bach rennen und hinüberspringen, selbst an der breitesten Stelle. Er schob eine Hand in seine Hosentasche und spielte mit seinen

neuen Achatmarmeln, während er zählte. Eine köstliche Schläfrigkeit überkam ihn. Die angenehme Erinnerung an das herrliche warme Frühstück, das er gegessen hatte, füllte ihn mit Zufriedenheit. Ob es wohl noch in seinem Magen war? Oder ob es sich in Blut und Knochen und Muskeln verwandelt hatte? Solch ein Frühstück musste doch sehr guttun. Er ballte die Hand an dem Arm, der unter seinem Kopf lag, um die Muskeln zu prüfen. Ja, er war schon viel stärker – gar kein Zweifel. Wenn er immer solche Frühstücke aß, würde der Tag kommen, wo er sich keine Unverschämtheit von Finch oder irgendeinem seiner Brüder gefallen ließ, selbst bis zu Renny hinauf. Freilich, von Meg würde er sich immer ärgern lassen, aber Meg war eine Frau. Ein Junge konnte keine Frau schlagen, selbst wenn sie seine Schwester war.

Kein Laut eines Fußtritts hatte ihn gewarnt. Er fühlte sich plötzlich einfach hilflos in dem Griff von zwei eisernen Händen. Betäubt von einem Schütteln, wurde er derb auf seine Füße gesetzt, seinem ältesten Bruder gegenüber, der ihn streng musterte. Die beiden Spaniels an Rennys Fersen sprangen Wakefield an, leckten sein Gesicht und warfen ihn fast um in ihrer Freude, ihn gefunden zu haben.

Renny, noch den Griff um seine Schulter, fragte: »Warum stolchst du hier herum, wenn du bei Mr. Fennel sein solltest? Weißt du, wie viel Uhr es ist? Wo sind deine Bücher?«

Wakefield versuchte sich loszuwinden. Er übergang die ersten zwei Fragen, da er instinktiv fühlte, dass die dritte auf einen etwas weniger gefährlichen Weg führte. »Gestern bei Mr. Fennel gelassen«, murmelte er.

»Bei Fennel gelassen? Wie wolltest du dann deine Hausarbeit machen?«

Wakefield dachte einen Augenblick nach. »Ich hatte ein altes Buch von Finch für das Latein. Das Gedicht konnte ich schon. Die Geschichtsaufgabe war genau dieselbe wie vorher. Ich hatte Zeit genug, meine Meinung über

Cromwell zu überlegen. Das Bibelkapitel konnte ich natürlich in Megs Bibel zu Hause finden, und« - er wurde jetzt eifrig, seine großen dunklen Augen glänzten - »und das Rechnen machte ich gerade im Kopf, als du kamst.« Er sah ernsthaft in seines Bruders Gesicht auf.

»Das klingt sehr wahrscheinlich.« Aber Renny war doch etwas verblüfft über die Erklärung, was ja auch beabsichtigt war. »Nun hör mal, Wake, ich will nicht zu streng sein, aber du musst dir mehr Mühe geben. Glaubst du, ich bezahle Mr. Fennels Stunden für dich zum Spaß? Dass du zu schwächlich bist, um zur Schule zu gehen, ist keine Entschuldigung dafür, dass du ein faules kleines Tier bist, ohne einen Gedanken im Kopf als Spielen. Was hast du in deinen Taschen?«

»Marmeln - bloß ein paar, Renny.«

»Gib sie her.«

Renny hielt die Hand offen, während das Kind die Marmeln widerwillig aus der Tasche zog und auf die Hand aufhäufte. Es war Wakefield gar nicht nach Weinen zumute, aber sein Gefühl für dramatische Wirkung riet ihm zu weinen, als er seine Schätze abgab. Er konnte immer weinen, wenn er wollte. Er brauchte bloß seine Augen einen Moment fest zu schließen und sich selbst mehrmals zu sagen: »O wie schrecklich! Wie schrecklich!« - und die Tränen kamen im Augenblick. Wenn er sich vorgenommen hatte, nicht zu weinen, dann konnte keine schlechte Behandlung ihn dazu bringen. Jetzt, während er die Marmeln in Rennys Hand fallen ließ, stöhnte er heimlich die magische Formel: »O wie schrecklich! Wie schrecklich!« Seine Brust hob sich, seine Halsmuskeln spannten sich. Und schon liefen die Tränen seine Backen herunter.

Renny steckte die Marmeln ein. »Kein Heulen jetzt.« Aber er sagte es nicht unfreundlich. »Und sieh zu, dass du nicht zu spät zum Essen kommst.« Er schlenderte weg und rief seine Hunde.

Wakefield zog sein Taschentuch heraus, ein ganz reines, noch in ein kleines Viereck gefaltet, wie seine Schwester es ihm heute Morgen in die Tasche gesteckt hatte, und wischte seine Augen. Er sah Rennys großer entschwindender Gestalt nach, bis Renny sich über die Schulter nach ihm umsah. Und dann setzte er sich in kurzen Trab nach dem Pfarrhaus. Aber die Freiheit des Morgens freute ihn nicht mehr. Er war sorgenvoll, ein magerer blasser Junge von neun Jahren, dessen dunkelbraune Augen zu groß schienen für sein spitzes Gesicht, in grüner Sommerjacke und kurzen Hosen, mit grünen Strümpfen, die seine bloßen braunen Knie zeigten.

Er lief quer über das Feld, kletterte über einen hängenden Drahtzaun und trottete dann den Weg entlang, der neben der schmutzigen gewundenen Straße herführte. Bald erschien die Schmiede, laut und wohlbekannt zwischen zwei Ulmen. Ein Pirol flog hin und her zwischen den Ulmen, und wenn das Dröhnen des Hammers für einen Augenblick still war, floss sein süßer klarer Gesang herunter wie ein goldener Regen. Wakefield blieb in der Tür stehen.

»Guten Morgen, John«, sagte er zu John Chalk, dem Schmied, der einem riesigen Bauernpferd mit zottigen Beinen den Huf beschlug.

»Guten Morgen«, antwortete Chalk und sah lächelnd auf, denn er und Wake waren alte Freunde. »Ein schöner Tag.«

»Ein schöner Tag für die, die Zeit haben, sich dran zu freuen. Ich muss in meine eklige alte Stunde.«

»Was ich tue, das nennst du wohl nicht Arbeit, was?«, gab Chalk zurück.

»O ja, aber feine Arbeit. Interessante Arbeit. Nicht wie Geschichte und Comp.«

»Was ist Comp?«

»Aufsatz über Dinge schreiben, die einen nicht interessieren. Mein letztes Thema war ein

Frühlingsspaziergang.«

»Na, das müsste doch leicht sein. Du hast ja gerade einen gemacht.«

»Oh, das ist ganz was anderes. Wenn du dich hinsetzt und willst drüber schreiben, dann kommt dir alles dumm vor. Du fängst an: Ich ging an einem schönen Frühlingmorgen, und dann fällt dir nicht das kleinste Wort weiter ein.«

»Warum schreibst du nicht über mich?«

Wakefield lachte hell auf. »Wer wollte wohl von dir lesen! Dieses Aufsatzzeug wird gelesen, verstehst du?«

Für eine Weile war die Unterhaltung unmöglich, da der Schmied den Huf beschlug. Wakefield schnupperte den herrlichen Geruch von verbranntem Huf ein, der fast sichtbar in der Luft hing.

Chalk setzte den großen Huf, den er behandelt hatte, auf die Erde und bemerkte:

»Es gab mal einen Mann, der hatte ein Gedicht geschrieben über einen Schmied. ›Unter einem breiten Kastanienwipfel‹ fing es an. Je gelesen? Er muss es doch auch geschrieben haben zum Lesen. He?«

»Oh, das Stück kenne ich. Das ist schreckliches Zeug. Und außerdem war er nicht so ein Schmied wie du. Er betrank sich nicht, schlug seiner Frau kein blaues Auge und puffte seine Kinder nicht herum.«

»Hör mal!«, unterbrach Chalk ihn hitzig. »Lass sofort dieses freche Geschwätz sein, oder ich schmeiß' den Hammer nach dir.«

Wakefield zog sich etwas zurück, sagte aber überlegen: »Da sieht man, das beweist gerade, was ich sage. Du bist nicht so ein Schmied, um Aufsätze oder Gedichte drüber zu schreiben. Du bist nicht schön. Mr. Fennel sagt, wir müssten über schöne Sachen schreiben.«

»Na, dass ich nicht schön bin, weiß ich«, stimmte Chalk widerwillig zu. »Aber so schlimm bin ich doch noch nicht.«

»Wie was?« Wakefield nahm sehr überzeugend Mr. Fennels Art an, schulmeisterlich zu fragen.

»Dass über mich nichts geschrieben werden kann.«

»Na, Chalk, wenn ich nun alles aufschreiben wollte, was ich über dich weiß, und es Mr. Fennel als Aufsatz geben! Würde dir das Freude machen?«

»Es wird mir Freude machen, einen Hammer nach dir zu schmeißen, wenn du nicht machst, dass du rauskommst«, schrie Chalk, der den schweren Gaul rücklings aus der Tür drängte.

Wakefield sprang schnell beiseite, als das große scheckige Hinterteil erschien. Dann lief er den Weg entlang, der plötzlich eine breite Straße wurde, weiter, und zwar mit großer Würde. Die Sorgenlast, die ihn gedrückt hatte, fiel plötzlich von ihm ab, und er fühlte sich leicht und beschwingt. Als er an einem Häuschen vorbeikam, das hinter einem hübschen Gitterzaun lag, sah er ein sechsjähriges Mädchen auf dem Tor schwingen.

»O Wakefield!«, quietschte es freudig. »Komm und schwing mich! Schwing mich!«

»Gut, kleiner Kerl!«, nickte Wakefield vergnügt. »Du sollst geschwungen werden, ad infinitum. Verbum sapienti.«

Er schwang das Tor hin und her. Das Kind lachte zuerst, dann schrie es, zuletzt schluchzte es stoßweise, wie das Schwingen wilder wurde und es den Halt verlor, während es wie eine Schnecke an dem Gitter klebte.

Die Tür des Häuschens öffnete sich, und die Mutter erschien.

»Lässt du das sein, du ungezogener Junge«, rief sie und lief ihrer Tochter zu Hilfe. »Pass auf, das sage ich deinem Bruder!«

»Welchem Bruder?«, fragte Wakefield, indem er sich zurückzog. »Ich habe vier, wissen Sie.«

»Na, natürlich dem ältesten, Mr. Whiteoak, dem dies Haus gehört.«

Wakefield sprach nun vertraulich. »Mrs. Wigle, ich würde das nicht tun, wenn ich Sie wäre. Es regt Renny schrecklich auf, wenn er mich bestrafen muss, wegen meines schwachen Herzens, ich kann ja deswegen nicht zur Schule gehen – und er muss mich natürlich bestrafen, wenn eine Dame sich über mich beklagt, wenn auch Muriel selbst mich gebeten hat, sie zu schwingen, und ich sie nie geschwungen hätte, wenn ich nicht gedacht hätte, sie wäre es gewohnt, und gesehen hätte, wie sie selber schwang, als ich die Straße herkam. Außerdem möchte Renny doch vielleicht denken, dass Muriel das Tor kaputt machte durch das Schwingen, und daraufhin Ihre Miete erhöhen. Er ist ja ein merkwürdiger Mensch, und es kann leicht vorkommen, dass er sich gegen einen kehrt, wenn man es gar nicht erwartet.«

Mrs. Wigle sah ganz verwirrt aus. »Gut«, sagte sie und klopfte Muriel den Rücken, die noch in Stößen in ihre Schürze hineinschluchzte, »aber ich wollte bloß, er ließe mein Dach flicken, das Dach, durch das es jedes Mal wie verrückt in meine gute Stube durchleckt, wenn es regnet.«

»Ich will mit ihm drüber sprechen. Ich will dafür sorgen, dass es gleich geflickt wird. Verlassen Sie sich auf mich, Mrs. Wigle.« Er segelte davon, aufrecht und würdevoll.

Schon konnte er die Kirche auf ihrem steilen Hügel zwischen den Lebensbäumen sehen, mit dem viereckigen Steinturm, der fast drohend wie eine Festung gegen den Himmel ragte. Sein Großvater hatte sie vor 75 Jahren gebaut. Sein Großvater, sein Vater und seine Mutter schliefen daneben auf dem Kirchhof. Hinter der Kirche und noch von ihr versteckt lag das Pfarrhaus, wo er seine Stunden hatte.

Nun ging er plötzlich langsam. Er war vor dem Laden von Mrs. Braun, die nicht nur Süßigkeiten verkaufte, sondern auch Limonade, Kuchen, Pastetchen und Semmeln. Der Laden war einfach das Vorderzimmer ihres Häuschens, das mit Regalen und einem Ladentisch ausgestattet war,

und ihre Waren stellte sie auf einem Tisch vor dem Fenster aus. Er fühlte sich auf einmal schwach und hinfällig. Seine Zunge klebte am Gaumen vor Durst. Er fühlte sich im Magen hohl und etwas übel. Es war klar, niemand hatte so sehr eine Erfrischung nötig wie er, und niemand hatte weniger Geld für solch eine kleine Nachhilfe. Er untersuchte den Inhalt seiner Taschen, aber obgleich viel darin war, was für ihn selbst großen Wert hatte, so war doch kein Cent in barer Münze darin, und das war das Einzige, woran Mrs. Braun wirklich lag. Er konnte ihr rotes Gesicht hinter dem Fenster sehen, und er lächelte einschmeichelnd, denn er schuldete ihr dreizehn Cents und hatte keine Ahnung, woher er jemals das Geld bekommen sollte, sie zu bezahlen. Sie kam an die Tür.

»Na, junger Herr, wie ist es mit dem Geld, das Sie mir schuldig sind?« Sie war wirklich recht geradezu.

»O Mrs. Braun, ich fühle mich heute Morgen gar nicht gut. Ich habe meine Anfälle. Wahrscheinlich haben Sie davon gehört. Ich möchte gern eine Flasche Zitronenlimonade, bitte. Und das Geld -« Er strich mit der Hand über seine Stirn und fuhr stockend fort: »Ich glaube, ich hätte nicht ohne Mütze in die Sonne gehen sollen, nicht wahr? Was sagte ich doch? Ach, wegen dem Geld. Na, sehen Sie, mein Geburtstag ist bald, und da kriege ich Geldgeschenke von der ganzen Familie. Dann ist es ganz egal, ob es achtzehn Cents sind oder dreizehn. Selbst ein Dollar wird dann gar nichts sein.«

»Wann ist dein Geburtstag?« Mrs. Braun schwankte schon.

Wieder fuhr er mit der Hand über die Stirn, dann legte er sie auf seinen Magen, wo er glaubte, dass das Herz wäre.

»Ich weiß nicht genau, weil so viele Geburtstage in der Familie sind, dass ich sie durcheinanderbringe. Zwischen Großmutter's hohem Alter und meinen paar Jahren und mit all denen dazwischen ist das ein bisschen verworren, aber

ich weiß, er ist sehr bald.« Indes er sprach, war er in den Laden gekommen und stand an den Ladentisch gelehnt. »Zitronenlimonade, bitte, und zwei Strohhalme«, murmelte er.

Friede überkam ihn, als Mrs. Braun die Flasche hervorholte, aufmachte und mit den Strohhalmen vor ihn hinsetzte.

»Wie geht's der alten Dame?«, fragte sie.

»Sehr gut, danke. Wir hoffen, dass sie noch hundert wird. Sie versucht es mächtig. Weil sie doch das Fest mitmachen möchte, das wir dann geben. Eine Gesellschaft mit einem großen Feuer und Raketen. Sie sagt, es würde ihr leidtun, das zu versäumen, aber natürlich, wenn sie tot ist, würden wir es ja nicht geben, und was gar nicht passiert, das kann sie doch nicht versäumen, nicht wahr, selbst wenn es ihre eigene Geburtstagsgesellschaft ist?«

»Du hast ein fabelhaftes Mundwerk.« Mrs. Braun strahlte ihn bewundernd an.

»Ja, das habe ich«, gab er bescheiden zu. »Wenn ich das nicht hätte, dann würde ich aber auch gar nichts hermachen, weil ich doch der Jüngste von solch einer großen Familie bin. Großmutter und ich besorgen fast das ganze Reden, sie an ihrem Ende und ich an meinem. Wissen Sie, wir fühlen beide, dass wir nicht so ganz viele Jahre mehr zu leben haben, und so machen wir das Menschenmögliche aus allem, was uns in den Weg kommt.«

»Du liebe Güte, rede doch nicht so. Dir wird es schon ganz gut gehen.« Sie machte runde Augen vor Mitgefühl. »Mach dir keine Sorgen, lieber Junge.«

»Ich mache mir keine Sorgen, Mrs. Braun. Die Sorge macht sich meine Schwester. Die hat es recht schwer, mich hochzupäppeln, und natürlich bin ich noch nicht so weit.« Er lächelte traurig, und dann beugte er seinen kleinen dunklen Kopf über die Flasche und sog mit Begeisterung.

Mrs. Braun verschwand in die Küche hinter dem Laden. Eine mächtige Hitze kam von da und der verführerische

Geruch von Kuchenbacken und der Ton von Frauenstimmen. Wie gut es Frauen doch hatten! Aber besonders Mrs. Braun mit dem roten Gesicht. Alle Kuchen backen, die sie wollte, und alle verkaufen, die sie nicht aufessen konnte, und noch dafür Geld verdienen! Wenn er doch einen Kuchen hätte. Bloß einen einzigen kleinen heißen Kuchen!

Während er das herrliche Getränk durch den Strohhalm aufzog, huschten seine Augen groß und glänzend über den Ladentisch. Dicht bei ihm stand ein kleiner Kasten mit Päckchen von Kaugummi. Ihm war verboten, es zu kauen, aber er sehnte sich danach, besonders nach dem ersten Augenblick des Kauens, wenn der dicke, süße, schmackhafte Saft die Kehle herunterrutschte und einen beinahe erstickte. Ehe er es wusste - na, fast ehe er es wusste -, hatte er ein Päckchen aus dem Kasten genommen und in seine Tasche fallen lassen und sog weiter, aber nun mit fest geschlossenen Augen.

Mrs. Braun kam zurück mit zwei kleinen heißen Biskuitkuchen auf dem Teller und setzte sie vor ihn hin. »Ich dachte, du äßest sie vielleicht gern frisch aus dem Backofen. Die sind ein Geschenk, die setze ich nicht auf Rechnung.«

Er war fast sprachlos vor Dankbarkeit. »O danke, danke«, war fast alles, was er zuerst sagen konnte. Und dann: »Was für eine Schande. Nun habe ich all meine Limonade ausgetrunken, und nun muss ich meine Kuchen trocken essen, außer wenn ich noch irgendeine andere Flasche kaufe.« Seine Augen flogen über die Regale. »Ich glaube, diesmal nehme ich Ingwerbier, Mrs. Braun, danke. Und die Strohhalm kann ich noch einmal brauchen.«

»Gut, gut!« Und Mrs. Braun öffnete eine neue Flasche und setzte sie vor ihn hin.

Die Kuchen hatten eine herrliche krosse Kruste und mitten in jedem begraben etwa sechs saftige Rosinen. Oh, sie waren köstlich!

Als er aus dem Laden schlenderte und dann die steilen Stufen zur Kirche hinaufstieg, grübelte er darüber nach, was die heutigen Tagesaufgaben gewesen waren. Und in welcher seiner beiden gewöhnlichen Stimmungen würde Mr. Fennel wohl sein? Streng, eifrig oder abwesend und schläfrig? Nun, wie seine Laune auch war, jetzt war er ihr preisgegeben, klein, hilflos und allein.

Er trollte durch den kühlen Schatten der Kirche, zwischen den Grabsteinen, und stand einen Augenblick neben dem Eisengitter, das die Gräber der Familie umschloss. Seine Augen blieben auf der Granitplatte mit dem Namen »Whiteoak« haften und dann traurig auf dem kleinen Stein mit dem Namen »Mary Whiteoak, Ehefrau von Philip Whiteoak«, seiner Mutter Grab. Sein Großvater lag da auch; sein Vater; seines Vaters erste Frau - die Mutter von Renny und Meg - und verschiedene kleine Whiteoaks. Er hatte dieses Stück Erde immer lieb gehabt. Er liebte das hübsche Eisengitter und die entzückenden kleinen Eisenkugeln, die daran herunterhingen. Wenn er nur heute Morgen dableiben und daneben spielen könnte! Er müsste eigentlich einen großen Strauß Butterblumen pflücken, die er gestern wie Gold den Fluss entlang verstreut gesehen hatte, und sie auf seiner Mutter Grab legen. Vielleicht könnte er der Mutter von Renny und Meg auch ein paar geben, aber den Männern natürlich keine, denen lag nichts daran; und auch den Babys keine, außer vielleicht »Gwynneth, fünf Monate alt«, weil ihm ihr Name so gefiel.

Er hatte gemerkt, dass Meg, wenn sie Blumen auf die Gräber brachte, ihrer Mutter immer die besten gab, »Margaret«, während »Mary« - seine Mutter und die von Eden und Piers und Finch - den viel kleineren, weniger hübschen Strauß bekam. Gut, dann würde er es ebenso machen. Margaret sollte auch ein paar haben, aber nicht so hübsche.

Das Pfarrhaus war ein freundliches Haus mit einem langen niedrigen Dach und hohem spitzem Giebel. Die Vordertür stand offen. Er brauchte nicht zu klopfen. So trat er ruhig ein und verwandelte den Ausdruck seines Gesichtes in sanfte Aufmerksamkeit. Die Bibliothek war leer. Da lagen seine Bücher auf dem kleinen Pult in der Ecke, wo er immer saß. Müde schlich er über den abgetretenen Teppich und sank in seinen gewohnten Stuhl, den Kopf in den Händen begrabend. Die große Uhr tickte schwer und sagte immerzu »Wake-field- Wake-field-Wake-Wake-Wake-Wake«. Und dann merkwürdigerweise »Schlaf-Schlaf-Schlaf-Schlaf ...«

Der Geruch von muffigen Möbeln und alten Büchern bedrückte ihn. Er hörte Spatenstiche vom Garten her. Mr. Fennel legte Kartoffeln. Wakefield dämmerte etwas, sein Kopf sank tiefer und tiefer auf das Pult. Zuletzt schlief er friedlich.

Er wurde durch Mr. Fennel geweckt, der sehr erdig, etwas verdutzt und schuldbewusst hereinkam.

»O lieber Junge«, stammelte er. »Ich habe dich warten lassen, fürchte ich. Ich wollte schnell nur meine Kartoffeln hereinkriegen vor dem Vollmond. Aberglauben, ich weiß, aber trotzdem -. Nun lass sehen, was war das Latein für heute?«

Die Uhr summte, schlug zwölf.

Mr. Fennel kam näher und beugte sich über den kleinen Jungen. »Wie bist du heute Morgen weitergekommen?« Er sah in das lateinische Textbuch, das Wakefield aufgeschlagen hatte.

»So gut es ging allein, danke.« Er sprach mit sanfter Würde und einem Schatten von Vorwurf.

Mr. Fennel beugte sich tiefer über die Seite. »Um-m, lass sehen. Etsi in his locis - maturae sunt hiemes -«

»Mr. Fennel«, unterbrach Wakefield.

»Ja, Wake?« Er wendete seinen struppigen Bart, an dem ein Strohalm hing, dem Jungen zu.

»Renny meinte, ob Sie mich heute wohl pünktlich um 12 weglassen würden. Wissen Sie, gestern kam ich zu spät zu Tisch, und das regt Großmutter auf, und in ihrem Alter -«

»Gewiss, gewiss, natürlich lasse ich dich gehen. Das wäre ja zu schlimm, die liebe Mrs. Whiteoak aufzuregen. Das darf nicht wieder vorkommen. Wir müssen pünktlich sein, Wakefield, alle beide, du und ich. Also lauf, und ich will zu meinen Kartoffeln zurück.« Eilig bezeichnete er die Aufgaben für den nächsten Tag.

»Ob wohl Tom«, (Mr. Fennels Sohn) sagte Wakefield, »wenn er heute Nachmittag das Pony und den Wagen draußen hat, meine Bücher zu Hause für mich abgeben würde? Sehen Sie, ich brauche beide Lexikons und den Atlas. Sie sind ziemlich schwer, und weil es schon spät ist, muss ich den ganzen Weg laufen.«

Er trat wieder in die Mittagshelligkeit hinaus, leicht wie Luft, da für den Transport der Bücher gesorgt war, und sein Gehirn nicht durch Zusammenstöße mit Cäsar und Oliver Cromwell beschwert und sein Körper erfrischt durch zwei Biskuitkuchen und zwei Flaschen Limonade, bereit für neue erfreuliche Kraftanstrengungen.

Er ging den Weg zurück, den er gekommen war, und machte nur halt, um eine ungeduldige Sau, die sehr unzufrieden schien mit dem Hof, wo sie gefangen war, auf die Straße zu lassen. Sie trottete ein kurzes Stück neben ihm in vergnügtem Schritt, und als sie sich trennten, an einem offenen Gartentor, da versäumte sie nicht, ihm einen pfiffig dankbaren Blick zuzuwerfen.

Herrliches, herrliches Leben! Als er das Feld erreichte, wo der Fluss war, war der Windhauch ein Wind geworden, der sein Haar hochblies und ihm durch die Zähne pfiff, wenn er rannte. Ein Spielgefährte so gut wie nur einer, der mit ihm um die Wette lief, die Wolken über den Himmel fegte zu seinem Vergnügen und die Blüten der wilden Kirsche herunterschüttelte wie Schnee.

Während er lief, warf er seine Arme abwechselnd vor wie ein Schwimmer. Er sauste in plötzlichen Sprüngen wie ein scheuendes Pferd, jetzt mit wildem Gesicht und rollenden Augen, und jetzt wie ein spielendes Lämmchen.

Er machte ziemliche Umwege, und wie er durch sein gewohntes Loch in der Lebensbaumhecke kroch und auf den struppigen Rasen kam, fürchtete er schon, dass er nun doch wieder zu spät zum Essen käme. Er ging leise ins Haus und hörte das Klappern von Schüsseln und ein Gewirr von Stimmen im Esszimmer.

Das Mittagessen war schon im Gang, und die älteren Familienglieder waren versammelt, als der Jüngste - Faulpelz, Lügner, Dieb und Taugenichts, der er war! - in der Tür erschien.

2. Familie Whiteoak bei Tisch

Eine Menge Leute schienen um den Tisch zu sitzen, und alle redeten lebhaft auf einmal, doch versäumten sie während des Sprechens nicht das Essen, das in einer heißen dampfenden Mahlzeit bestand, denn die Schüsseln wurden fortwährend rundgereicht. Messer und Gabeln klapperten heftig, und gelegentlich verlor ein Sprecher den Zusammenhang, bis er mit einem Schluck heißen Tee den Bissen heruntergespült hatte, der ihn am Weiterreden hinderte. Niemand achtete auf Wakefield, als er an seinen gewohnten Platz zur Rechten seiner Halbschwester Meg schlüpfte. Von Anfang an, seit er mit am Tische aß, hatte er dort gesessen, zuerst in einem hohen Kinderstuhl, dann, als er größer wurde, auf einem dicken Band »Britische Dichter«, einer Anthologie, die kein Familienglied jemals las und die seit der Zeit, da sie zuerst unter ihm lag, als »Wakefields Buch« bekannt war.

Tatsächlich brauchte er jetzt die paar Zoll Erhöhung nicht mehr, um mit Messer und Gabel ordentlich umzugehen. Aber er hatte sich daran gewöhnt. Und an etwas gewöhnt sein hieß für einen Whiteoak, sich eigensinnig und hartnäckig daran zu klammern. Er hatte das Gefühl des harten Buches unter sich gern, obgleich gelegentlich nach schmerzlicher Bekanntschaft mit Rennys Rasierriemen oder Megs Pantoffel er wohl den Wunsch hatte, dass die »Britischen Dichter« gepolstert wären.

»Ich will mein Essen!« Er erhob seine Stimme in einem sehr anderen Ton als dem einschmeichelnden, den er

gegen Mrs. Braun, Mrs. Wigle und den Rektor gebraucht hatte. »Mein Essen, bitte!«

»Still.« Meg nahm ihm die Gabel weg, mit der er in die Luft stach. »Renny, willst du dem Kind etwas Fleisch geben. Aber er isst kein Fett, denk daran, nur mageres.«

»Man sollte ihn zwingen, das Fett zu essen. Es ist gut für ihn.« Renny säbelte etwas Fleisch ab und tat ein Stückchen Fett dazu.

Großmutter sagte mit einer Stimme, die undeutlich aus dem vollen Mund kam: »Lass ihn Fett essen. Gut für ihn. Kinder sind heute alle verzogen. Gib ihm nichts als Fett. Ich esse Fett, und ich bin fast hundert.«

Wakefield starrte sie gekränkt über den Tisch an. »Esse das Fett nicht! Will gar nicht hundert werden!«

Großmutter lachte tief, ganz und gar nicht ärgerlich. »Keine Angst, Junge. Wirst es auch nicht. Keiner von euch wird hundert wie ich. Neunundneunzig, und nie eine Mahlzeit versäumt. Etwas Tunke, Renny, auf dies Stück Brot. Tunke, bitte.«

Sie hielt zittrig ihren Teller hoch. Onkel Nicolas, ihr ältester Sohn, der neben ihr saß, nahm ihm ihr ab und gab ihm Renny, der die Schüssel schräg hielt, bis der braune Saft sich an einem Ende in einer kleinen Pfütze sammelte. Er träufelte ein paar Teelöffel davon auf das Stück Brot. »Mehr, mehr«, befahl Großmutter. Und er tropfte einen dritten Teelöffel darauf. »Genug, genug«, flüsterte Nicolas.

Wakefield beobachtete sie wie gebannt, während sie aß. Sie hatte zwei Reihen künstlicher Zähne, wahrscheinlich die besten und täuschendsten, die je gemacht waren. Was nur irgend dazwischengeriet, das zermalmten sie unerbittlich in Brennstoff für ihre unverwüstliche Lebenskraft. Ihnen verdankte sie viele ihrer neunundneunzig Jahre. Sein eigener Teller, auf den Meg noch appetitliche kleine Häufchen von Kartoffelbrei und Rüben getan hatte, stand unberührt vor ihm, während er Großmutter anstarrte.

»Lass das Angaffen«, flüsterte Meg verweisend, »und iss dein Mittagessen.«

»Ja, aber dann nimm das Stück Fett weg«, flüsterte er zurück, ganz nahe an ihrem Ohr.

Sie nahm es auf ihren eigenen Teller.

Das Gespräch summt weiter wie vorher. Worüber redeten sie nur, überlegte sich Wake. Aber er war zu versunken in sein Essen, um sich groß darum zu kümmern. Sätze flogen über seinen Kopf. Worte sprangen auf. Wahrscheinlich war es eine der gewohnten alten Diskussionen, aus denen endloses Gerede sich ergab: was dieses Jahr gesät werden sollte; was aus Finch werden sollte, der in die Stadt zur Schule ging; welcher von Großmutterns drei Söhnen das schlimmste Kuddelmuddel aus seinem Leben gemacht hatte – Nicolas, der ihr zur Linken saß und der den Erbteil in der Jugend durch lockeres Leben verschwendet hatte; Ernst, ihr zur Rechten, der sich durch zweifelhafte Spekulationen und durch Bürgschaften für seine Brüder und Freunde ruiniert hatte; oder Philip, der auf dem Kirchhof lag, der eine zweite Ehe geschlossen hatte (und die unter dem Stand!), aus der Eden, Piers, Finch und Wakefield hervorgegangen waren, als unnötige Vermehrung der schon allzu großen Familienlasten.

Das Esszimmer war ein großer Raum voll schweren Mobiliars, das eine schwächere Familie in den Schatten gestellt und bedrückt hätte. Die Anrichte, die Schränke türmten sich bis an die Decke. Schwere Gesimse drückten von oben. Läden und lange Vorhänge von gelbem Samt, von strickartigen Kordeln zurückgehalten, mit Quasten an den Enden, die wie die hölzernen menschlichen Gestalten in Noahs Arche geformt waren, schienen endgültig den Rest der Welt von der Welt der Whiteoaks auszuschließen, in der sie sich zankten, aßen, tranken und ihren eigenen Angelegenheiten nachgingen.

Die nicht von den Möbelstücken besetzten Wandflächen waren bedeckt von schwer gerahmten Familienporträts in Öl, nur an einer Stelle unterbrochen von einem bunten Weihnachtsbild einer englischen Zeitschrift, das die Mutter von Renny und Meg, als sie eine fröhliche junge Frau war, in roten Samt gerahmt hatte.

Das hauptsächlichste unter den Porträts war das des Kapitäns Philip Whiteoak in seiner englischen Offiziersuniform. Er war der Großvater, der, wenn er noch lebte, mehr als hundert Jahre alt sein würde, denn er war älter als Großmutter. Das Porträt zeigte einen stattlichen Herrn mit heller Gesichtsfarbe, welligem braunem Haar, kühnen blauen Augen und einem feinen eigensinnigen Mund.

Er war in Garnison in Jalna in Indien gewesen, wo er die hübsche Adeline Court kennenlernte, die zum Besuch einer verheirateten Schwester aus Irland gekommen war. Miss Court war nicht nur hübsch und aus guter Familie gewesen – sogar aus einer besseren als der Kapitän selbst, was sie ihm nie zu vergessen gestattete –, sondern sie hatte auch ein nettes kleines eigenes Vermögen, das ihr eine unverheiratete Großtante, die Tochter eines Grafen, hinterlassen hatte. Die beiden hatten sich sehr ineinander verliebt, sie in seinen feinen eigensinnigen Mund und er in ihre schlanke anmutige Gestalt, die noch anmutiger wurde durch umfangreiche Reifröcke, in ihren »Wasserfall« von üppigem dunkelrotem Haar und vor allem in ihre leidenschaftlichen goldbraunen Augen.

Sie hatten in Bombay 1848 geheiratet, in einer Zeit großer Unruhen und Kämpfe, die fast die ganze Welt erfüllten. Sie dachten an keine Unruhen und fürchteten keine Kämpfe, obgleich deren mehr als genug nachkamen, als die Feinheit seines Mundes sich allmählich in Eigensinn umwandelte und die holde Leidenschaft ihrer Augen durch Heftigkeit ausgebrannt war. Sie waren das schönste und glänzendste Paar in der Garnison. Eine gesellschaftliche

Veranstaltung ohne sie bedeutete Langeweile und Enttäuschung. Sie hatten Verstand, Eleganz und mehr Geld als sonst irgendjemand ihres Alters und ihrer Stellung in Jalna. Alles ging gut, bis ein kleines Mädchen ankam, dem vergnügungssüchtigen Paar unerwünscht, ein zartes Kind, das mit seiner wimmernden Ankunft der jungen Mutter eine ganze Kette körperlicher Leiden mitbrachte, die sie trotz allen Bemühungen der Ärzte und einem langen und langweiligen Aufenthalt in den Bergen allmählich zu einem siechen Dasein zu verurteilen schienen. Etwa um dieselbe Zeit hatte Kapitän Whiteoak einen heftigen Streit mit seinem Oberst, und ihm war zu Sinn, als ob seine ganze Welt, sowohl die häusliche wie die militärische, irgendwie plötzlich verhext wäre.

Das Schicksal schien die Absicht zu haben, die Whiteoaks nach Kanada zu bringen, denn just in dem Augenblick, als der Arzt erklärte, dass die Frau, wenn sie überhaupt wieder gesund werden sollte, eine Weile in einem kühlen und erfrischenden Klima leben müsse, erhielt der Gatte die Nachricht, dass ein in Quebec lebender Onkel gestorben sei und ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen habe.

Philip und Adeline hatten beide festgestellt – die einzige Augenblicksentscheidung außer ihrer Heirat, zu der sie ohne jeden Sturm und Streitigkeiten gekommen waren –, dass sie Indien völlig satt hatten, ebenso das militärische Leben und die Versuche, beschränkten und reizbaren Vorgesetzten zu gefallen und engherzige, klatschsüchtige, mittelmäßige Menschen einzuladen. Sie waren für ein freieres und weniger konventionelles Leben geschaffen. Plötzlich drängte es sie stürmisch nach Quebec. Philip hatte Briefe von seinem Onkel erhalten, die die Schönheiten von Quebec rühmten, seine Annehmlichkeiten als Wohnort wegen seiner Freiheit den engen Vorurteilen der Alten Welt gegenüber, verbunden mit einer anmutigen, von den Franzosen überlieferten Lebensart.

Kapitän Whiteoak hatte keine hohe Meinung von den Franzosen – er war im Jahre von Waterloo geboren, und sein Vater war dort gefallen –, aber die Beschreibungen von Quebec gefielen ihm, und als er nun plötzlich Erbe der Besetzung dort war, mit einem guten Legat an Geld dazu, konnte er sich nichts Besseres vorstellen, als dort zu leben – wenigstens eine Zeit lang. Er machte sich ein bezauberndes Bild von sich selbst und seiner Adeline, Arm in Arm auf der Terrasse am Fluss nach der Sonntagmorgenkirche promenierend, er nicht mehr in einer unbequemen Uniform, sondern in knappen gut sitzenden Hosen, einem zweireihigen Rock und glänzendem Zylinder, alles von London, während Adeline sich buchstäblich zwischen Spitzen, Rüschen und Schleiern in heitersten Farben wiegte. Er hatte noch andere Visionen von sich selbst, in Gesellschaft von entzückenden französischen Mädchen, wenn Adeline möglicherweise durch eine zweite Niederkunft gefesselt sein würde, obgleich diese Visionen – um ihm kein Unrecht zu tun – nie über den Druck samtener kleiner Hände und einen bezauberten Blick in dunkel bewimperte Augen hinausgingen.

Er nahm also seinen Abschied, und die beiden segelten nach England, mit dem zarten Baby und einer eingeborenen Ayah. Die wenigen Verwandten, die sie in England noch hatten, boten ihnen gerade kein übermäßig warmes Willkommen, sodass ihr Aufenthalt dort kurz war, denn sie waren beide stolz und hochmütig. Jedoch fanden sie Zeit, ihre Porträts von einem wirklich erstklassigen Künstler malen zu lassen, er in der Uniform, die er eben abgelegt hatte, und sie in einem ausgeschnittenen gelben Abendkleid mit Camilien im Haar.

Mit diesen zwei Porträts und einer schönen Ausstattung an eingelegtem Mahagonimobiliar – denn ihre Stellung mussten sie in den Kolonien aufrechterhalten – machten sie die Überfahrt in einem großen Segelschiff. Zwei Monate